

Michele Rigby Assad

Unter dem Radar

Gott, die CIA und ich

Aus dem amerikanischen Englisch von Heide Müller

SCM

Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen, Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© der deutschen Ausgabe 2019

SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH

Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen

Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de

Originally published in the U.S.A. under the title: Breaking Cover,
by Michele Rigby Assad

Copyright © 2017 by Michele Rigby Assad

German edition © 2019 by SCM Hänssler

in der SCM Verlagsgruppe GmbH with permission

of Tyndale House Publishers, Inc. All rights reserved.

Die Bibelverse sind folgender Ausgabe entnommen:

Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002

und 2006 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH

Witten/Holzgerlingen.

Übersetzung: Heide Müller

Umschlaggestaltung: Patrick Horlacher, Stuttgart

Titelbild: © Axel Muench; Shutterstock: LumenGraphics;

iStockphoto: michaelbwatkins

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-5891-6

Bestell-Nr. 395.891

Inhalt

Anmerkung der Verfasserin	5
Prolog	7
KAPITEL 1	
Die Spionin von nebenan	13
KAPITEL 2	
Das Richtige	27
KAPITEL 3	
Der Schein trügt	51
KAPITEL 4	
Eine Musterspionin	63
KAPITEL 5	
Ruhig bleiben und Kompass lesen	71
KAPITEL 6	
Hinein in die Wüste	87
KAPITEL 7	
Mr & Mrs Smith	103
KAPITEL 8	
Heraus aus der Gefahrenzone	117
KAPITEL 9	
Die Wahl zwischen Irak und Cholera	131
KAPITEL 10	
Willkommen in der Hölle auf Erden	143

KAPITEL 11	
Dem Feind ins Gesicht sehen	153
KAPITEL 12	
Sein oder Schein – eine Geschichte von drei Quellen	173
KAPITEL 13	
Sag niemals nie	199
KAPITEL 14	
Eine unerwartete Mission	211
KAPITEL 15	
Was nun?	223
KAPITEL 16	
Kein Weg zurück nach Hause	239
KAPITEL 17	
Zurück in den Irak	257
KAPITEL 18	
Zeit der Entscheidung	271
KAPITEL 19	
Die Rettung	287
KAPITEL 20	
Auf der Zielgeraden	305
Epilog	323
Dank	331
Anmerkungen	333

KAPITEL 1

Die Spionin von nebenan

Spionin zu werden wäre mir früher nie im Traum eingefallen. Meine Zukunft hatte ich mir weit weniger aufregend ausgemalt: Mann und Kinder, einen guten, sicheren Beruf und ein behagliches Heim am Stadtrand mit dem typischen weißen Lattenzaun ums gepflegte Grundstück – Inbegriff amerikanischer Vorstadt-idylle.

Ganz ehrlich, hätte mir vor zwanzig Jahren jemand gesagt, dass mich meine Berufung in Kriegsgebiete führen oder ich mit Aufständischen zu tun haben würde, ich hätte ihn für verrückt erklärt. Solchen Dingen war ich als Kind nie ausgesetzt.

Mein Vater, ein Lebensversicherungsvertreter im Außendienst, war viel unterwegs, während meine Mutter mit mir und meiner kleinen Schwester Julie zu Hause blieb. Als ich sechs Jahre alt war, folgte meine Familie meinen Großeltern mütterlicherseits aus dem ländlichen Pennsylvania nach Mount Plymouth, einer Kleinstadt im Herzen Floridas. Wir lebten »in der Pampa«, das heißt, wir waren umgeben von Kuhweiden, Orangenhainen, Kiefernwäldern und Sumpfland. Mächtige, mit spanischem Moos bewachsene

Eichen und ein kleiner mit Seerosenblättern und Schilfgras bedeckter See steigerten die wilde Schönheit dieser ländlichen Szenerie. Ganz zu schweigen von Reihern, Schildkröten, Fröschen, Krokodilen und Wassermokassinschlangen.

Zwar war ich als Kind nie weit weg von zu Hause, warf aber ab und zu einen Blick über die Grenzen meiner kleinen Welt. Jeden Sommer, wenn unsere Nachbarin Gladys im Urlaub war, gossen Julie und ich gegen ein Taschengeld bei ihr die Blumen. Regelmäßig rannte ich hinüber und versorgte ihre Zimmerpflanzen – sie hatte Dutzende! Doch bevor ich nach Hause ging, setzte ich mich auf den Boden vor Gladys' Bücherregal, zog stundenlang eine *National Geographic* nach der anderen heraus und blätterte mich vorsichtig durch die bunten Hochglanzseiten. Ich war wie gebannt. Die fremden Kulturen faszinierten mich und weckten in mir den Wunsch, meine Ausflüge ins Unbekannte mit allen Sinnen zu erleben und diese Anblicke samt ihren Geräuschen und Gerüchen in mich aufnehmen zu können.

Gelegentlich waren Missionare in unserer kleinen Dorfkirche zu Gast und berichteten über ihre Arbeit in anderen Kulturen. Ihnen verdanken Julie und ich die paar Brocken Portugiesisch, die wir heute noch im Kopf haben; denn sie brachten uns einen Gospel in dieser Sprache bei, den wir unentwegt sangen. Eine fremde Sprache »lernen« zu können, hinterließ einen bleibenden Eindruck auf mich.

Und trotz alledem: Wir waren einfache Leute. In der Familie sprachen wir nicht über Politik oder internationale Angelegenheiten und äußerten uns nicht zum Weltgeschehen. Militärische Konflikte oder Staatsstreiche in anderen Ländern gingen völlig an uns vorbei. Eine leise Ahnung, dass es dort draußen eine wahnsinnige Welt geben musste, befiel mich erst in den Achtziger-

jahren, als ich aus dem Fernsehen zum ersten Mal von Flugzeugentführungen erfuhr.

Ich weiß noch, dass ich meine Mutter fragte: »Könnte es sein, dass *wir* irgendwann entführt werden?«

»Ach Schätzchen«, sagte sie, »mach dir darüber mal keine Sorgen! Nur im Nahen Osten werden Flugzeuge entführt, da wirst du niemals hinkommen.«

Ganz bestimmt nicht, dachte ich, *da werde ich niemals hinkommen*. (Und dennoch: Sag niemals nie!)

Wer mit mir aufgewachsen ist und mich als süßes Mädchen aus den Südstaaten kannte, ist vermutlich allein schon über meine Bewerbung bei der CIA nachhaltig schockiert. Wie könnte auch die kleine Ballerina, die in ihrer Schule als Ballkönigin gekürt wurde – das Mädchen, das frei und häufig über seinen Glauben sprach –, in verborgene Machenschaften verwickelt werden, die Manipulation und Täuschung verlangen?

Michele Rigby, internationale Spionin.

Das war – gelinde gesagt – ein heftiger Widerspruch in sich.

Aber wie sich herausstellte, war dies *genau* das Profil, das die CIA suchte.

Wie die meisten Menschen kannte ich die CIA und ihre Arbeit nur aus dem Fernsehen und aus Filmen und hatte keine Ahnung, was davon Wahrheit und was erfunden war. Ich wusste nur eines: Es musste eine Institution sein, an der sich nur die gebildetsten und intelligentesten Menschen bewerben – keine normalen Leute wie ich.

Und trotzdem: Als das Career Center der Universität Georgetown ankündigte, dass CIA-Vertreter kommen und über Karriere-chancen beim Geheimdienst sprechen würden, siegte meine

Neugier – auch wenn ich *wusste*, dass sie keine Menschen wie mich suchten. Ich trat also wie eine schüchterne kleine Nonne mit gesenktem Kopf in die Bibliothek und setzte mich schnell in die hinterste Ecke des Raums.

Einfach mal anhören kann ja nicht schaden, dachte ich, oder? Was habe ich schon zu verlieren?

Ich stand gerade kurz vor meinem Diplom am Zentrum für zeitgenössische arabische Studien und hätte so gerne klare Berufsvorstellungen gehabt. Aber ehrlich gesagt hatte ich keine Ahnung, was ich machen wollte. Und lassen Sie sich von den arabischen Studien nicht täuschen. Mein Interesse am Nahen Osten war mehr persönlicher als beruflicher Art.

Ich kämpfte mich gerade durch mein Masterstudium und war zudem frisch verheiratet.

Joseph, meinen Mann, hatte ich während des Abschlussjahres auf der Highschool kennengelernt. Als Cheerleader hatte ich oft nach Fußballspielen zu mir nach Hause eingeladen. Eines Abends brachte einer meiner Mitspieler einen jungen Mann aus Ägypten mit, den seine Kirchengemeinde seit einiger Zeit unterstützte. Er hieß Joseph Assad und war anders als alle Menschen, die ich jemals kennengelernt hatte.

Wir lauschten alle mit gespannter Aufmerksamkeit, als er uns von seiner Kindheit in einem Teil von Ägypten berichtete, in dem eine gefährliche Form des islamischen Extremismus entstanden war. Er beschrieb die Erfahrung, von Mitschülern bedroht zu werden, deren Eltern Mitglieder einer geheimen Terrorzelle in der Stadt waren. Allein wegen seines christlichen Glaubens hatte er in Ägypten keine Universität und kein College besuchen dürfen.

Peinlich, aber wahr: Bevor ich Joseph kennenlernte, wusste ich nicht einmal, dass Ägypten ein Staat ist. Für mich war es

einfach eine alte Zivilisation, ein historisches Land, das ich nur aus Dokumentationen im Fernsehen und aus der Bibel kannte. Ich wusste auch nicht, dass es im Nahen Osten Christen gibt und diese seit Jahrhunderten brutal verfolgt werden.

Josephs Geschichte erstaunte mich. Nachdem ich bisher ein bemerkenswert geschütztes Leben geführt hatte, war ich überrascht, jemanden zu treffen, der mit neunzehn Jahren bereits wusste, was es bedeutet, solch enormer Einschüchterung standzuhalten. Das war etwas völlig anderes, als in der Mittagspause von gemeinen Mädchen gehänselt zu werden. Hier ging es um Leben und Tod, und ich war völlig überwältigt. Als ich da saß und Josephs Geschichte hörte, dachte ich: *Genau so einen Mann möchte ich heiraten.*

Fünf Jahre später tat ich es.

Joseph öffnete mir die Augen für eine Welt, von deren Existenz ich vorher nichts gewusst hatte. Kurz nachdem wir uns kennengelernt hatten, reisten wir als Mitglieder eines von der Studentenmission der Universität *Palm Beach Atlantic* gesponserten Missionsteams nach Ägypten. Trotz der dramatischen Lage in dieser Region ließen meine Eltern mich gehen. Sie vertrauten Gott und wussten, dass er seine Hand über mir halten würde. Rückblickend war es unglaublich mutig von ihnen, ihre älteste Tochter in dieses Land auf der anderen Seite des Erdballs ziehen zu lassen, wo es schon riskant genug ist, eine Frau zu sein. Christ zu sein ist jedoch noch weitaus riskanter. Aber sie hatten den Mut und die geistliche Einsicht, mich loszulassen.

Ich hingegen war der Inbegriff der Naivität. Ohne eine Vorstellung von den mir bevorstehenden Herausforderungen stürzte ich mich mit Begeisterung in dieses neue Abenteuer, wie es nur

junge, unerfahrene Menschen tun können. Niemand warnte mich vor der enormen Hitze, den Schwärmen von Fliegen, den blutdürstigen Moskitos oder der Schwierigkeit, mit Leuten zu kommunizieren, die eine andere Sprache sprechen. Nahezu augenblicklich wurde ich mit meinen romantischen Vorstellungen, wie fantastisch diese Tour werden würde, von der rauen Realität eingeholt. Ich kotzte mir die Seele aus dem Leib und wurde beinahe ohnmächtig von der Hitze und der anstrengenden körperlichen Arbeit.

Auf dieser Reise sah ich Dinge, die ich noch nie zuvor gesehen hatte: bewaffnete Soldaten an jeder zweiten Straßenecke, in *Hijabs* und einengende schwarze *Abayas* eingehüllte Frauen, Dorfbewohner beim Spülen ihrer Töpfe und Pfannen im Nil, mit Waren beladene Eselsgespanne auf dem Weg zum Markt, Lehmziegelhäuser entlang staubiger, mit Schlaglöchern übersäter Straßen.

Wir waren umgeben von einer Welt, die so ganz anders war als unsere eigene. Hätten wir vorher gewusst, was uns erwartete, hätten sich manche von uns wohl nie für diese Tour angemeldet. Gott sei Dank war ich bei meinem Aufbruch ahnungslos, sonst hätte ich nie den Segen erlebt, diesem Team anzugehören. Ich lernte nicht nur eine Menge über mich selbst und meinen Glauben, diese Reise zeigte mir auch, wie wenig ich von dieser großen, schönen Welt wusste und wie viel es darin zu entdecken gab.

Im darauffolgenden Herbst schrieb ich mich an der Universität *Palm Beach Atlantic* ein, an der Joseph am Anfang seines zweiten Studienjahrs stand. Als Hauptfach wählte ich schließlich Politikwissenschaften. Dies gab mir die Chance, drei Jahre später im Rahmen eines Auslandsstudiums noch einmal nach Ägypten zu reisen. Neben meinen Studien in Politik, Kultur, Religion, Geschichte und

der arabischen Sprache hatte ich Gelegenheit, den Berg Sinai zu besteigen, im Roten Meer Sporttauchen zu gehen, die großartigen Pyramiden von Gizeh zu erkunden, über den historischen Markt *Khan al-Khalili* mit seinen belebten Ständen zu schlendern, den tanzenden Derwischen in der Altstadt von Kairo zuzusehen, die ältesten christlichen Klöster der Welt zu besuchen und sogar in einem Werbespot für Eva-Hautpflegeprodukte im ägyptischen Fernsehen aufzutreten. »Entdeckt« hatte mich ein Fernsehproduzent in einer Eisdiele.

Wir verbrachten auch drei Wochen in Israel und Palästina, wo wir uns mit einem der brisantesten, umstrittensten Themen der frühen Neunzigerjahre beschäftigten. Das Oslo-Abkommen war frisch unterzeichnet und in weiteren intensiven Verhandlungen wurde versucht, beide Seiten an ihre Verpflichtungen zu binden und den Prozess konstruktiv voranzutreiben. Wir trafen führende Politiker, Vertreter von Bürgerplattformen und Pädagogen beider Konfliktparteien. Die Informationen, die wir erhielten, waren ernüchternd und aufschlussreich zugleich, und ihre Bedeutung wurde uns im Verlauf unserer Reise durch Israel und das Westjordanland immer klarer. Dieser Konflikt war keine Theorie, sondern flammte regelmäßig vor unseren Augen auf. Die Probleme waren offensichtlich und die Spannungen spürbar, als wir den Zankapfel Tempelberg und das jüdische, arabische und armenische Viertel der Jerusalemer Altstadt erkundeten.

Wir segelten auch über den See Genezareth, spähten über die Berge der Golanhöhen in den Libanon und nach Syrien hinüber und folgten den Fußspuren Jesus von Nazareths in Bethlehem, Galiläa und Jerusalem. Was wir hier lernten, war einmalig.

Zweifellos haben die Reisen in den Nahen Osten den Lauf meines Lebens unwiderruflich verändert. Die Unterschiede zwischen

meinem Wertesystem und der Weltsicht der vielen Ägypter, Palästinenser und Israelis, mit denen ich zu tun hatte, weckten in mir den Wunsch, sie zu verstehen. Was beeinflusste ihr Denken und welche Faktoren prägten ihre Lebensperspektiven? Ich wollte die Geheimnisse menschlichen Verhaltens entschlüsseln und den Bezugsrahmen anderer Menschen verstehen.

Im Sommer nach meinem Abschluss in *Palm Beach Atlantic* heirateten wir und zogen nach Washington, D. C. Joseph nahm dort eine Tätigkeit als Forschungsleiter für den Nahen Osten bei einer Expertenkommission, einem sogenannten Thinktank, mit den Schwerpunkten Menschenrechte und Demokratie auf. Gleichzeitig arbeitete er an der Universität *George Mason* an seinem Master in Konfliktanalyse und -lösung. Joseph war bereits als Zeuge vor dem US-Kongress und dem Menschenrechtsausschuss der Vereinten Nationen in Genf aufgetreten. Diese Erfahrung und sein Studienschwerpunkt auf Konflikten und Diplomatie brachten ihn auf den Gedanken, eine Laufbahn bei der Regierung anzustreben. Hierzu legte er beim Auswärtigen Amt die Prüfung ab, die für einen Posten als Diplomat im Außenministerium Voraussetzung ist. Während er auf die Prüfungsergebnisse wartete, bewarb er sich noch auf andere Posten, bei denen ihm sein einzigartiger Hintergrund, seine Erfahrung und Bildung zugutekommen würden.

Drei Monate nach unserem Umzug nach Washington, D. C., erhielt ich eine Stelle als Verwaltungsassistentin in der Abteilung für Regierungsbeziehungen bei einer humanitären Organisation, bevor ich mich in Georgetown für arabische Studien einschrieb. Natürlich wollten meine Familie und meine Freunde meine Zukunftspläne verstehen. »Was willst du mit einem Abschluss in arabischen Studien anfangen?«, fragten sie.

Meine Antwort war nicht gerade vertrauenerweckend: »Das weiß ich selbst nicht so genau.«

Ich wusste zwar, dass dieser Abschluss ein Sprungbrett für verschiedene Laufbahnen als Journalistin, bei einem Thinktank, bei der Regierung oder einer internationalen Organisation war. Was aber würde *ich* damit anfangen? Da hatte ich keine Ahnung. Die Nahoststudien reizten mich nur einfach ungemein. Meine Reisen in die Region hatten mich auf den Geschmack gebracht und ich brannte darauf, tiefer zu graben und mehr zu lernen.

Und so tat ich das, was ich schon immer getan hatte: Ich folgte diesem Verlangen tief in meiner Seele, dem Gefühl, dass nur ein bestimmter Weg für mich infrage kommt. Schon sehr früh in meinem Leben hatte ich die Entscheidung getroffen, Gottes Weisung zu folgen, wo immer diese mich hinführen würde. Dieses Bauchgefühl hatte mich noch nie im Stich gelassen, also hörte ich darauf. Zwei Jahre später führte mich der gleiche Drang in die hinterste Reihe einer überfüllten Bibliothek, um den Ausführungen eines CIA-Vertreters über eine Berufslaufbahn zuzuhören, die ich mir für mich selbst nie hätte vorstellen können.

Ich weiß nicht mehr viel von dem, was der Personalreferent an diesem Tag sagte, aber ganz sicher verließ ich diesen Raum nicht mit dem Gefühl, der Typ Mensch zu sein, den die CIA suchte.

Am späten Nachmittag, als ich meine Bewerbung in verschiedene dafür vorgesehene Ordner legte, fiel mein Blick auf einen Kasten im Career Center mit der Aufschrift »CIA: Bewerbungen bitte hier ablegen«. Dieser Kasten war bereits überfull mit Unterlagen erwartungsvoller Bewerber. Meine warf ich oben drauf. Warum ich das tat, weiß ich nicht, abgesehen davon, dass ich händeringend einen Job suchte. Ich bewarb mich auf alle möglichen Stellen.

Nach ein paar Wochen erhielt ich einen Anruf von einer Frau, die sich als Einstellungskordinatorin bei der CIA vorstellte. Die Behörde habe meine Bewerbung geprüft und für gut befunden. Nun luden sie mich zu einem persönlichen Gespräch ein.

Ich war sprachlos. *Von all diesen Bewerbungen haben sie ausgerechnet meine ausgewählt? Wie ist das möglich?* Ich bereitete mich tagelang auf dieses Gespräch vor. Nicht vorbereiten konnte ich mich jedoch auf das seltsame Gefühl, das mich überfiel, als ich auf die Tore des massiven, einschüchternden Komplexes in Langley, Virginia, zufuhr.

Ich bog von der Route 123 zum Haupteingang ab und folgte genau der Beschilderung, die die Besucherstraße vom Angestellteneingang trennte. Zaghafte brachte ich meinen Wagen neben dem bewachten Tor zum Stehen, um mich anzumelden, wie man mich angewiesen hatte. Als ich den Sicherheitsbediensteten meinen Ausweis aushändigte, schlug mir das Herz bis zum Hals. Ich dachte an Charlie an den Eisentoren der großen Schokoladenfabrik, wie er sich bereitmacht, in die uneinnehmbare Festung vorzudringen. Wie er hatte ich das goldene Ticket in der Hand, meine Eintrittskarte zu einem Ort, den ich nur aus Filmen kannte. Der schroffe Ton der Sicherheitsbeamten verstärkte noch das deutliche Gefühl, völlig fehl am Platz zu sein; ich drang hier in eine streng geheime Einrichtung ein, zu der ich eigentlich keinen Zugang haben sollte.

Trotz meiner Nervosität verlief das Gespräch drinnen in dem großen Gebäude ausgesprochen gut. Die Frau, die mich befragte, war intelligent und freundlich. Wenig später erhielt ich unter Vorbehalt ein Stellenangebot als Führungsanalystin bei der CIA.

Die Onlinebeschreibung für diesen Posten lautete wie folgt:

Führungsanalysten... sind dafür verantwortlich, US-Politikern und anderen namhaften Entscheidungsträgern Bewertungen und Analysen über führende ausländische Politiker und Parlamentarier, Vertreter sowie andere wichtige Personen in den Bereichen Wissenschaft und Technik, Soziales, Kultur, Wirtschaft und Militär zur Verfügung zu stellen. Führungsanalyse wird am besten definiert als das Untersuchen aller Facetten von Führungspersönlichkeiten, einschließlich ihrer psychologischen Anteile. Dieser Forschungsbereich, der häufig als Ableger der politischen Psychologie angesehen wird, nutzt das Instrumentarium der Psychologie, um die Charakterzüge der betreffenden Person auszuwerten. Führungsanalysten verwenden diese Untersuchung der Psyche zur Analyse der Charakterzüge der Führungspersönlichkeit im gesellschaftlichen und kulturellen Kontext.¹

Ich habe keine Ahnung, mit welchen Augen sie meine Bewerbung betrachtet und entschieden hatten, dass ich genau die Richtige für diesen Job sein sollte. Aber andererseits: Was erlaubte ich mir, die CIA infrage zu stellen?

Das Angebot war abhängig vom Bestehen des Lügendetektor-tests, medizinischer und psychologischer Untersuchungen sowie von Recherchen zu meinem Hintergrund. Irgendwie schaffte ich es, all dies kurz vor meinem Abschluss in meinem Terminkalender unterzubringen.

Im Mai 2000 beendete ich mein Studium in Georgetown mit einem Master des Zentrums für zeitgenössische arabische Studien in der Tasche. In den Schoß gefallen war mir das nicht. Der

Mastertitel wurde in diesem Studiengang nämlich erst nach Bestehen des gefürchteten Arabisch-Sprachtests mit mündlicher und schriftlicher Prüfung verliehen. Aber alle Mühe hatte sich gelohnt – einschließlich der Kopfschmerzen, die mir die arabische Sprache bereitet hatte –, denn ich würde für die CIA arbeiten!

Dachte ich zumindest. Eine Woche vor Arbeitsbeginn fand ich im Briefkasten ein seltsames Schreiben. Es war von der CIA, aber nicht so dick wie die Briefe, die ich sonst von ihnen bekommen hatte. Der Umschlag enthielt einen einzigen Bogen Papier mit einer kurzen Nachricht unter dem Briefkopf: »Sie erfüllen die Anforderungen für diesen Posten bei der CIA nicht mehr.« Sie hatten das Stellenangebot zurückgezogen. Punkt. Keine Erklärung. Einfach so. Vorbei.

Die Gedanken überschlugen sich in meinem Kopf. *Was habe ich falsch gemacht? Warum erfülle ich ihre Anforderungen nicht mehr? Welche Anforderungen meinen sie eigentlich? Was bedeutet das? Womit habe ich mir bloß diese Stelle verscherzt?*

Nach all der Zeit und Mühe, die es mich gekostet hatte, einen Master von Georgetown zu erwerben und mir die Stelle zu sichern, stand ich nun mit einer kalten, unpersönlichen Absage da. Ich war am Boden zerstört.

Vielleicht haben sie ja recht, dachte ich. Vielleicht bin ich doch nicht die Richtige für die CIA, weil ich dies nicht habe kommen sehen.

Noch immer unter Schock begann ich am nächsten Tag meine Jobsuche noch einmal ganz von vorne. Ich bewarb mich auf alle nur denkbaren Stellen beim Außenministerium, bei Thinktanks, Interessenverbänden und Nachrichtendiensten im Raum Washington, D. C. Mein Posteingang quoll über von Absagen. Überall schien es Nahostexperten im Überfluss zu geben. Die Organisationen und Behörden, die offene Stellen hatten, suchten Leute

mit langjähriger Erfahrung. Es ist das Rätsel, vor dem jeder Neuabsolvent steht: Wie soll man Berufserfahrung sammeln, wenn man nirgendwo eine Chance bekommt?

Um keinen Preis würde ich diesen Lebensabschnitt noch einmal durchleben wollen. Depression und Unsicherheit brachen über mich herein. Meine Chancen auf eine Stelle waren offensichtlich noch genauso gering wie vor fünf Jahren, als ich nach dem Grundstudium in D. C. ankam. Nun hatte ich zwar einen Master von einer Top-Universität in der Tasche, stand aber anscheinend nicht anders als vorher da. Wieder suchte ich nach Zeitarbeitsjobs, und hatte dabei Mitbewerber, die ein College nie gesehen hatten. Mir wurden Jobs als Hilfskraft unter der Leitung von anderen Hochschulabgängern vermittelt, die irgendwie in diese fantastischen Posten hineingerutscht waren. Was hatten diese Neuabsolventen, was mir fehlte? Warum fanden sie eine Stelle und ich nicht?

Jedes Gebet, das ich an Gott richtete, schien ungehört oder unbeantwortet in der Luft zu hängen. In der Stille betete ich: »Gott, wo bist du?« und »Gott, bitte zeige mir, wohin ich gehen soll!«

Keine Antwort.

Die mangelnde Weisung erzeugte in mir ein Gefühl der Leere, der Furcht und der Selbstzweifel, und ich fragte mich, ob Gott mich überhaupt jemals gehört hatte oder ob er mir vielleicht etwas Sagenhaftes vorenthielt. Ich ahnte noch nicht, dass er im Hintergrund längst die Fäden zog und mir den Weg in die Zukunft bereitete.